



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Hildebrandlied

Baesecke, Georg

Halle (Saale), 1945

Lücken und ihre Ausfüllung nach Paulus Diaconus, dem Jüngeren
Hildebrandliede und nordischen Texten.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-67747](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-67747)

Hadubrand nennt den Vater und sich, berichtet die ganze Vorgeschichte, die der Vater weiß, wir aber erfahren müssen, und kündigt ihm und uns so im Rühmen seiner Heldentaten zugleich die stolze Liebe des Sohnes. Aber er glaubt ihn (V. 23 f., vgl. 27, 42 ff. und den Prosa-Zusatz 29) längst in den Kämpfen da draußen gefallen.

Hildebrand deutet die nahe Verwandtschaft an und bietet goldene Armringe zur Begütigung.

Hadubrand lehnt ab mit jenem Sprichwort: er hält den Alten für tückisch und behauptet, von dem Tode des Vaters feste Kunde zu haben. Hildebrand bitter: Freilich, du brauchst, wie ich an deiner Rüstung sehe, keine Gabe, du bist unter deinem guten Herrn (Otacher!) noch nicht Recke, d. h. ein Vertriebener geworden wie ich.

Nun müßte der Sohn antworten. Aber es folgt eine Gedankenlücke, und dann beginnt abermals der Vater: mit einem Wehruf, der einen eignen Anlaß erfordert hätte und dann in die Klage ausläuft, daß nun nach all den überstandenen Kämpfen der Vater dem Sohne erliegen müsse oder der Sohn dem Vater. ‚Vielleicht aber kannst du doch von einem so alten Manne die Rüstung gewinnen‘.

Wiederum folgt keine Antwort, und Hildebrand setzt zum dritten Male an: ‚Der wäre doch der Feigste der Ostleute, der dir nun den Kampf weigerte‘.

Ein solches, und gar doppeltes Unterbrechen von Rede und Widerrede ist in den ganz auf sie gestellten ‚zweiseitigen‘ Heldenliedern unerhört.

Der Abschreiber ist sich denn auch der beiden Lücken bewußt: er schiebt beidemal das verszerstörende ‚sagte Hildebrand‘ ein, wodurch nun auch das ‚Wehe nun, waltender Gott, Wehegeschick geschieht‘ tödlich getroffen wird; er tut es weniger weil Hildebrand sich zu weitrer Rede aufgegriffen habe, als weil man eigentlich eine Antwort Hadubrands erwarten muß. Es ist das ‚sagte Hildebrand‘, das auch schon V. 30 in einen andern Anruf hineingeworfen ward, weil eine Lücke vorausging und man nicht wissen konnte, wer nun spreche.

Wir denken uns, daß der Schreiber die Raumbedrängnis kommen sah, die uns dann doch den Schluß des Ganzen raubte, daß er wenigstens das Beste retten wollte, nicht die Worte, die dem Alten den Wehruf abzwangen und ihn dann doch in den Kampf trieben, sondern eben die Worte des Alten, die erst den tragischen Sinn des Liedes enthüllen.

Die erste (hinter V.48) fehlende Antwort des Sohnes mag des Vaters Bitterkeit mit einem Hohn auf sein Alter und die Verbrauchtheit seiner Rüstung vergolten haben, denn davon spricht dieser noch zweimal: ‚Aber

vielleicht kannst du doch von dem Alten die Rüstung gewinnen, die Kriegskleider erben' (V. 55) und 'Nun versuche, wer darf, ob er sich heute der Rüstung rühmen dürfe' (V. 60).

Die zweite fehlende Antwort Hadubrands hat den Mut des Alten bezweifelt, und wenn der mit seinem *der si doh nu argosto ostarliuto* (V. 58) darauf zurückgreift, so war es der damit auf die Spitze getriebene Schmäh-ruf *arga*, mit dem Hadubrand das Wort von dem 'alten Manne' als Bitte um Mitleid oder doch als feiges Zurückweichen brandmarkte. Diesen Schmäh-ruf aber bedrohte bei den Langobarden das Edikt des Königs Rothari seit 643: 'Wenn jemand einen andern im Zorn *arga* genannt hat und es nicht leugnen kann und sagt, daß er es im Zorne gesagt habe, dann soll er unter Eid sagen, daß er ihn nicht als *arga* erkannt habe; dann soll er für das beleidigende Wort zehn solidos erlegen. Wenn er aber dabei bleibt, soll er es durch Zweikampf erhärten, 'wenn er kann' (oder wenigstens zahlen wie oben). Dieser Zweikampf ist es, den Hildebrand nicht weigert, als Hadubrand die Beleidigung 'erhärten' will, 'wenn er kann': V. 59 f.

Wie tödlich bei den Langobarden eine solche Beleidigung sein konnte, lehrt eine Erzählung ihres Geschichtsschreibers Paulus Diaconus wohl vom Anfang des 8. Jahrhunderts. Der 'Schultheiß' Argait hat an der Friauler Grenze eine slavische Räuberbande nicht mehr einholen können. Herzog Ferdulf, der ihm begegnet, meint höhnisch: 'Wann hast du etwas tapfer tun können, da du nach *arga* heißt!' Argait als tapfrer Mann in höchstem Zorn: 'Wollte Gott, daß, ehe wir beide aus dem Leben gehn, die andern erfahren, wer von uns mehr *arga* ist!' (Auch hier die Steigerung von *arga* in der Antwort.) Nicht lange danach lagert ein eingebrochenes (angeblich von dem ehrsüchtigen und falschen Herzog hergerufnes) Slavenheer auf einem schwer zugänglichen Berggipfel. Ferdulf will ihn mit dem Heere umgehn. Argait ruft ihm zu: 'Gedenke, daß du mich *arga* genannt hast: jetzt falle Gottes Zorn auf den von uns beiden, der zuletzt an diese Slaven kommt!' Damit wendet er sein Roß und strebt den steilen Berg empor zu dem Lager. Ferdulf fürchtet die Schmach und folgt, und so auch sein Heer. Die Slaven stürzen sie im Kampfe hinab und erringen so einen zufälligen Sieg; der Herzog, der Adel von Friaul, aber auch Argait finden den Tod. Nur ein Langobarde namens Munichis, der nachmals Vater von Herzögen wurde, entkam. Er war vom Pferde gestürzt und seine Hände schon zusammengebunden, da erfaßte er die Lanze des Slaven, erstach ihn, ließ sich den Berg hinabrollen und entkam. 'Dies habe ich hauptsächlich deshalb in meinem Geschichtswerk erzählt, damit nicht aus böser Eifersucht noch einmal dergleichen geschehe'.

Von dem einzigen Entronnenen stammen die Herzöge Petrus von Friaul und Ursus von Ceneta: wir haben hier wohl eine Dichtung über und für den Ahnen, und in ihr spielt das *arga* eine ausschlaggebende Rolle wie im Hildebrandlied.

Da erzählt den Schluß nun wieder der Dichter, in sachgemäßem Vorschreiten, aber mit jenem malerischen Abwandeln der Bezeichnungen: den Kampf erst mit den Lanzen, dann mit den Schwertern — bis die Linden klein wurden.

Den Ausgang erschließen wir zunächst nur aus Stimmung und Charakteren, vielleicht auch aus sittlichen Ansprüchen. Die sichere Wahrheit erfahren wir erst aus besser erhaltenen Überlieferungen.

Im Norden weiß der dänische Geschichtsschreiber Saxo (um 1190) in lateinischen Hexametern zu berichten, daß auf dem Schilde des sterbenden Vaters zu den andern von ihm Besiegten auch sein Sohn abgebildet gewesen sei. Und aus dem 14. Jahrhundert haben wir das entsprechende Sterbelied in altisländischen Lauten, das in eine romantische Saga eingelegt ist; darin:

Zu Häupten steht mir zerhauen der Schild; . . .
achtzig sind dort abgebildet,
alle Fechter, die ich gefällt.
Da liegt mir zu Füßen der liebe Sohn,
der Erbnachkomme, der mein eigen ward; . . .
ohne Willen ward ich sein Tod.

Es ist Fortsetzung und Schluß des sächsischen Weges, den das Hildebrandlied auch in Hrabans Fulda hätte einschlagen sollen.

Den Inhalt der beiden letzten Verse denken wir uns in einer kurzen herben Sohnesklage am Schlusse unsres Liedes. Das Ähnlichste wäre wohl der Schluß der ‚Hunnenschlacht‘:

Ein Fluch traf uns, Bruder: dein Blut hab ich vergossen!

Nie wird das ausgelöscht: Unheil schuf die Norne.

Nur hätte die Norne im Deutschen keine Entsprechung außer in dem unpersönlichen *weurt* von V. 49.

Daheim hatte man schon früh begonnen, den alten schweren Schluß des Liedes zu zerstören. Freilich ist das Jüngere Hildebrandlied in Handschriften und Drucken erst des 15. Jahrhunderts bewahrt. Es besingt, ohne die Vorgeschichte, behaglich und mit schwankhaften Zügen, wie Meister Hildebrand in das Land zu Berne ausreitet, nach 32 Jahren sein Weib Ute wiederzusehen, und auf den ihm schon angekündigten Alebrand

trifft. In dem Kampfe, der sich nach einigem spaßigen Hin und Her entspinnt, hören wir:

Str.10 Ich weiß nicht wie der junge dem alten gab ein schlag,
das sich der alte Hildebrand von herzen ser erschreck.
er sprang hinder sich zu rücke wol siben clafter wit,
,nun sag, du vil junger, den streich lert dich ein wib?'

Und als Alebrand das abweist:

Str.12 Er (Hildebrand) erwischet in bi der mitte, da er am
schwechsten was,
er schwang in hinder sich zu rücke wol in das grüne gras,
und es folgt die nur noch ritterlichem Sport entsprechende Namener-
fragung. Alebrand bekennt sich wenigstens zu seiner Mutter Ute. Zu
ihr zieht man nun bekränzt heim, der Alte als Gefangener, so daß es noch
eine besondere Erkennungsszene gibt.

Das Lied muß aber die Richtung auf dies erbärmliche Behagen schon
in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts genommen haben. Das ergibt
sich aus dem großen norwegischen Dietrichroman, den König Hakon um
1250 aus übersetzten und bearbeiteten deutschen Dichtwerken und Er-
zählungen zusammenstellen ließ, der Thidrekssaga: auch da geht der
Kampf zwischen Vater und Sohn friedlich aus, aber der Ton ist doch
ernsthaft geblieben.

Hildebrand schlägt einen Schlag auf Alibrands Schenkel, daß die
Brünne auseinanderreißt, und Alibrand empfängt eine große Wunde,
so daß seine Füße fast den Dienst versagen, und er sagt: „Sieh hier nun
mein Schwert! Nun kann ich nicht länger vor dir bestehn: du hast den
Teufel dir an der Hand“. Der Alte senkt den Schild und streckt die Hand
dem Schwert entgegen. Da haut Alibrand hinterlistig auf den Alten und
will die Hand abschlagen. Aber der Alte reißt den Schild empor und
sagt: „Diesen Schlag wird dich dein Weib gelehrt haben, aber nicht dein
Vater!“ Und der Vater wirft sich auf den Sohn, daß er stürzt, und setzt
ihm das Schwert auf die Brust. So erringt er seinen Sieg im Kampf
um die Namensnennung, und beide reiten heim zur Burg.

Hat das Jüngere Hildebrandlied schamhaft geleugnet zu wissen,
welcher Art der Schlag war, vor dem der Alte —auch hier komisch —
sieben Klafter weit zurücksprang, so bewahrt ihn uns die Thidrekssaga
in seiner ganzen Unwürdigkeit, und der Vorwurf des Weibischen wird
erst hier verständlich: du hattest keinen Vater über dir.

In beiden Texten aber werden wir bis unmittelbar vor den Umschwung
geführt: das Schwert ist dem Jungen auf die Brust gesetzt und die Nennung

des Namens erzwungen. Aber im alten Liede hat wie in jener isländischen Sterbestrophe Hildebrands der Vater zugestoßen und mit dem Unwürdigen zugleich sein Geschlecht vernichtet.

Es bleibt noch ein Anklang der beiden Lieder, der jedenfalls die Art der Neubearbeitung erkennen läßt, vielleicht aber auch helfen kann, eine der Lücken unsres Textes zu füllen.

Alebrand fragt Str. 5 V. 4:

„Nun sag an, du vil alter, was suchstu in disem lant?

Str. 6 Du fürest din harnesch luter und clar recht wie du sist eins
küniges kint,

du wilt mich jungen helden mit gesehenden ougen machen blind.
du soltest da heimen bliben und haben gut husgemach
ob einer heißen glute? der alte lachet und sprach

Aus dem Locken mit den goldenen Armringen (V. 33 und 40) scheint also eine Verblenden mit dem Harnisch geworden zu sein, der mit den übrigen Wortanklängen aus V. 55 f. des alten Liedes stammen würde:

„wela gisihi ih in dinem hrustim,
dat du habes heme herron goten,
dat du noh bi desemo riche reccheo ni wurti“.

Diese Verse sind einfach auf den Vater angewandt: aus dem Schützling ist das Kind eines Königs geworden, das daheim hinterm Ofen zwar nicht sitzt, aber sitzen sollte, und graubärtig ist. Das ganze ist ein Witz, über den der Alte lacht. Kennzeichnend, daß dabei die Einzelzüge sowohl aus Hildebrands wie aus Hadubrands Worten im alten Liede entnommen sind. Ohnehin hat ja der Bearbeiter von Anfang an die Rollen des Fragers und Antworters vertauscht.

Der Witz stammt mittelbar aus Ovids ‚Verwandlungen‘: in dem blanken Erzschilder des Perseus spiegelt sich das Haupt der Medusa, und er kann es so abschlagen, ohne versteinern zu müssen wie jeder, der es in Wirklichkeit erblickt. Diese Geschichte hat der Marnier, ein fahrender Spruchdichter der Mitte des 13. Jahrhunderts, übernommen, aber aus dem spiegelnden Erzschilder einen durchsichtigen von Kristall gemacht: schaut man hindurch, wird der Anblick der Medusa unschädlich. In einem Roman des Strickers von etwa 1215 ist es ein gläserner Spiegel, und nach Uhland hat ein Ritter von Wurmlingen seine ganze Rüstung mit Spiegeln behängt, freilich ist dann auch sein Untier so in Staunen versenkt, daß es leicht erledigt werden kann. Dieser Reihe von Entstellungen läßt sich der Vers des Jüngeren Hildebrandliedes wohl leicht anschließen.

Es folgt aber auf den Witz doch noch der Ernst mit Str. 7, wo Hildebrand von seinem Reckenleben spricht:

7 ‚Solt ich da heimen bliben und haben gut husgemach?
mir ist bi allen minen tagen zu reisen ufgesetzt,
zu reisen und zu fechten bis uf min hinfart.
das sag ich dir, vil junger, darumb grawet mir min bart‘.

8 ‚Din bart wil ich dir usroufen, das sag ich dir, vil alter man,
das dir das rosenfarbe blut über die wangen muß abgan.
din harnesch und din grünen schilt den must du mir hie ufgeben,
dar zu bis min gefangner, wilt du behalten din leben‘.

9 ‚Min harnesch und min grüner schilt die hant mich dick ernert,
ich truwe wol Crist von himel, ich wolle mich din erwern‘.

Hier handelt es sich aber nicht mehr nur um das Reckenleben des Vaters, wie es das alte Lied in V. 50 ff. darstellt, sondern auch um Zurückweisen der Verhöhnung des grauen Bartes und des Harnischs, der eben nicht lauter und klar und blendend ist, und des Schildes, der seinen Träger so oft gerettet hat. Dieser dreifache Hohn, vermuten wir, war der Inhalt von Hadubrands vor V. 49 ausgelassenen Worten. An sie schlosse sich gut der Ausbruch *Welaga nu, waltant got*, hier in Str. 9 dem neuen Ausgang gemäß erweicht.

Diese Sonderrolle des Schildes bezeugen uns germanische Dichtungen, die ihn als hingegebensten Helfer preisen. Waltharius sagt, als er die Waffen ausliefern soll (V. 610 ff., in lateinischen Hexametern):

‚Von dem andern schweig ich, den Schild will ich wahren,
für manchen Dienst bin Dank ich ihm schuldig,
der sich wölbte entgegen den Widersachern,
statt meiner Wunden oft Wunden als sein nahm‘.

Die nordische und die angelsächsische Dichtung haben dies Motiv des Schildes noch weiter ausgebildet, die angelsächsische nach ihrer Art gar einen lebensmüden Dulder aus ihm gemacht. Die Thidrekssaga weiß von dem Zwischenspiel nichts.

Es gibt aber auch Lücken, denen wir nicht mit Hilfe anderer Texte beikommen können. Insbesondere erstreckt sich von V. 28—33 eine Reihe von Verderbnissen, die aus irgend einer örtlichen Zerstörung der Vorlage (z. B. durch einen Fleck ungleicher Dunkelheit) hervorgegangen sein könnten: die Lücke in 28, das Prosastück 29, das an 27 statt an 28 an-

zuschließen wäre, 23 f. aufhebt oder schlecht wiederholt und 44 sein Gewicht nimmt; in 30 die nachgebrachte Redeeinführung, die nach der Lücke den Sprechenden neu festlegt; die Stablosigkeit von 31; die Lücke in 32 würde wohl am Schluß den Gedanken ‚Ich bin Hildebrand‘ enthalten haben, auf den dann ‚Tot ist Hildebrand‘ V. 44 die schlagendste Antwort wäre. Der Zusammenhang des Ganzen ist aber noch wohl zu erkennen. Freilich würde die letztvorgeschlagene Füllung den nach dem wirklich erhaltenen Texte verschlossenen Vater weit aus sich heraustreten lassen, und das würde zu der Neigung stark zu wirken stimmen, die auch das dramatische *arga* — *argosto* V. 57a/58 verrät. Nur kommt man so in Gefahr, die beiden Ergänzungen wechselweise zu begründen und dabei das Ganze zu veräußerlichen. Was an Stelle des vielleicht als Randergänzung an den falschen Platz geratenen Prosastückes V. 29 hinter dem *ti leop* von 27 zu ergänzen sein würde, zeigt etwa das erste Bruchstück des angelsächsischen Waldere-Liedes, wo es lautet

V. 18: Du hast stets fürder zu fechten gesucht,
zu kämpfen ohne Grenzen, drum graute mir um dein Schicksal,
weil du zu freventlich Fechten suchtest,
unmäßig den Kampf.

Durch diese Ergänzungen, namentlich die anderweit gesicherten — der bössartige Schlag und der Tod des Sohnes — gewinnt natürlich der Aufbau des Ganzen ein andres Gesicht, und wenn es die menschliche Eigenart der beiden Kämpfer ist, was dieses Geschick aus dieser Situation hervorgehen läßt, so fragen wir umso mehr, wie der Dichter grade diese Entwicklung gestaltet und auf den uns verhangenen Gipfel des Tätlichen geführt hat.

Der leid- und kampfgeprüfte Alte (ihm gibt der Dichter selbst sein einziges charakterisierendes Beiwort: das *ferahes frotoro* V. 8, dessen Komparativ zugleich in dem Jungen einen Unweisen denken läßt), er fragt ‚mit wenigen Worten‘. Das Übrige hören wir aus jenem liebevollen Rühmen des Sohnes, der ihn nicht kennt: die Mannentreue, die alles Eigne mit Weib und Kind einer hohen Idee opfert und auch im Hasse stark bleibt; dem Herrn in seiner Vereinsamung Freund ist er, gar zu kampfbereit, wohin man ihn auch stelle, weit berühmt in der Heldenwelt — und grade dem eignen Sohne unerkennbar. Er nennt sich (ergänzt) oder lenkt doch ein (mit den ehrenvollen Goldringen, die abermals seinen Wert bezeugen), wird erst bitter, als er zurückgestoßen ist, und bricht in Klage aus, als etwa auf ein Hohnwort über seinen grauen Bart und die verbrauchte Rüstung (S. 29f.), die furchtbare Zwiewahl unausweichlich wird. Diese